

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse
Herausgeber: Schweizerischer Forstverein
Band: 111 (1960)
Heft: 12

Artikel: Vom Weihnachtsbaum
Autor: Meyer, K.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-765654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen

Journal forestier suisse

111. Jahrgang

Dezember 1960

Nummer 12

Vom Weihnachtsbaum

Von *K. A. Meyer*

Oxf. 907.6

Wo bin ich? — Eben stand ich doch noch vor dem Christbaum und zündete einige Kerzchen an. Aufgepaßt! Dort knistern einige Nadeln. Gut, daß wir stets Weißtannen wählen, deren Nadeln lange treu und grün bleiben, kein Gestreu machen und nicht leicht brennen, im Gegensatz zur häufigeren, meist schöner geformten Rottanne (Fichte). Doch, woran denke ich? Wo bin ich? — Da sehe ich ja die längst verstorbenen Eltern und alle seither noch entschwundenen Lieben vor mir, fühle mich als junger Student, erblicke Bücher auf dem Tisch, die ich vor Jahrzehnten erhielt und die längst als verschollen und vergriffen gelten. Und ich höre sogar das liebe alte Weihnachtslied von Stimmen, die längst verklungen sind.

Der Duft der angebrannten Tannennadeln hat geheimnisvoll die sonst geltenden Gesetze von Zeit und Raum aufgehoben. Wie durch ein Wunder hat er mich in die Umgebung versetzt, wo ich ihn zum erstenmal eingeatmet hatte. Er vermochte längst Verschollenes aufzuwecken. Es scheint uns, Weihnachten sei nie gefeiert worden, ohne das Bäumchen und ohne jenes Lied von der stillen, heiligen Nacht. Suchen wir aber geschichtlich nachzuforschen, scheint der Brauch jünger zu sein, als wir dachten. Baumverehrung freilich ist uralte. Wir deuteten hier einmal unter dem Wort «Weltlinde» mythische Anschauungen an, die sich an die germanische «Esche» Yggdrasil wie an den buddhistischen Feigenbaum heften, auch an die keltische Mistel, die Eibe und Stechpalme. Altbiblische und urchristliche Landschaften kannten die Libanonzedern, aber die ältesten Gemälde der Geburt Christi und die Krippen, deren erste von Franz von Assisi 1223 im umbrischen Greccio errichtet worden sein soll, zeigten noch keine Christbäume. Sie ersetzten orientalische Bäume durch die einheimischen «Tannen», die Kamele durch biedere Ochsen und Esel und ehrliche deutsche oder niederländische Kühe, den ausgedörrten Boden durch eine Schneelandschaft und dachten sich das göttliche Kindlein mit lockigem, zweifellos auch blondem Haar.

«Tanne» war nie eine genaue botanische Bezeichnung; es ist im Volk immer der Sammelname für Nadelholz gewesen: Weiß- oder Edeltanne, Rottanne oder Fichte, Föhre oder Kiefer. Daß schließlich die Tanne der Christbaum wurde, geht ohne Zweifel darauf zurück, daß das Gefühl ein «immergrünes» Sinnbild ausharrenden Lebens verlangte: «Du grünst nicht nur zur Sommerszeit, nein, auch im Winter, wenn es schneit.» Und dann gab unserem mit Kerzen bestecktem Baum auch die mit erdbeerrotten, kleinfingergroßen Blüten wie mit brennenden Kerzchen oft ganz übersäte Rottanne ein Vorbild. Allgemein beliebt scheint der Weihnachtsbaum erst während des 17. Jahrhunderts geworden zu sein. Der Übergang der früheren Sitte von am Christfest zum Blühen gebrachten «Barbarazweigen» und «Rosen von Jericho» zum Baum mag um 1605 zuerst, und zwar im Elsaß bezeugt sein. In jenem Jahr schrieb ein Bürger von Straßburg: «Auff Weißenachten richtett man Dannenbäume in den Stuben uff, daran hencket man Rosen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgolt, Zucker u. a.» Offenbar kam es dann zu einem Für und Wider. Denn 1657 wetterte der Prediger am Straßburger Münster, ein Dr. Konrad Dannbauer: «Unter andern Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hiernach schüttelt und abblümen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht; ist Kinderspiel . . . viel besser wäre es, wenn man weihte auf dem geistlichen Cedernbaum die Kinder Christum Jesum.» Ähnlich poltert noch 1679 ein Georg Grabow, Konrektor des Gymnasiums zu Cölln an der Spree in seiner Schrift «Entdeckung der schädlichen und schändlichen Finsternis»; er nennt die Sitte «Abgötterei, so man mit dem Christkindlein pfleget zu treiben und also des Satans Kessel neben die Kirche bauet». Trotz solchen Eiferern nahm der Brauch überhand. Er wird 1737 als schön und lieblich bezeichnet von Carolus Gottfried Kißlingius, Rechtsgelehrter in Wittenberg; nach ihm sollte jede Person des Haushaltes ihr eigenes Bäumchen erhalten. Um 1793 findet sich bei Jung Stilling: «Mir war's bei diesen Worten zu Mute, als wie einem Kinde bei den apogryphischen Sprüchen seiner Mutter am Tage vor dem Christfeste: es ahnet etwas Herrliches, versteht aber nichts, bis es früh aufwacht und nun zum hell erleuchteten Lebensbaum mit vergoldeten Nüssen und zu den Schäfchen, Christkindelein, Puppen, Schüsseln mit Obst und Konfekt geführt wird.»

Goethe hat den Weihnachtsbaum 1771 in Straßburg kennen gelernt und 1774 in den «Leiden des jungen Werthers» erwähnt. Werther findet am 20. Dezember Lotte allein zu Hause und redet mit ihr vom Vergnügen, das die Kleinen haben würden, «und von den Zeiten, da einem die unerwartete Öffnung der Türe und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslöchern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesische Entzückung setzte». Schiller war auf Weihnachten 1789 von einer Familie in Jena und zugleich von seiner Verlobten Charlotte von Lengefeld in Wei-

mar zum Fest unter dem Christbaum eingeladen worden — er ging nach Weimar.

Schon 1695 hatte Lieselotte von der Pfalz aus den Vogesen einige Tannenbäume nach Paris bringen lassen. Mit dieser deutschen Fürstin am französischen Hof läßt sich in mancher Hinsicht sehr gut eine andere am Hof zu Wien vergleichen, die Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, von Grillparzer als eine der herrlichsten Frauen gepriesen, die ihm die Anregung zum Drama «Esther» gab. Henriette war Gemahlin Erzherzog Karls, des Siegers über Napoleon bei Aspern; sie war die einzige deutsche Prinzessin, die im Hause Habsburg ihren evangelischen Glauben beibehalten konnte, wenn auch die Kinder katholisch erzogen werden sollten. Diese Erzherzogin Henriette rüstete 1816 ihrem erstgeborenen Töchterchen den ersten Christbaum in Österreich und dann jede Weihnachten. Die Sitte verbreitete sich dann rasch; schon 1817 ließ auch Kaiser Franz in der Hofburg den Baum aufstellen. Als am 24. Dezember 1828 Henriette ihre letzten Weihnachtseinkäufe selbst besorgte, stürzte in den Laden eine Frau herein mit der Bitte, sie zuerst zu bedienen, da sie sofort zu ihren scharlachkranken Kindern zurückkehren müsse. Die Erzherzogin gab ihr den Vortritt, sprach freundlich mit ihr und tröstete sie, wurde aber angesteckt und starb bald nachher. In den nächsten Wintern aber wurden auf Weihnachten hin ganze Wälder für Christbäume nach Wien geschleppt.

Während in manchen südlichen Ländern der Unfug herrscht, den Geburtstag (natale, noël) des Herrn mit Lärm und Karneval zu begrüßen, denken wir wahrlich lieber an unsere «stille, heilige Nacht». Wundervoll haben Dichter, Musiker, Maler ihre Stimmung festzuhalten versucht. Mögen sie helfen, Weihnachtshoffnungen und -vorsätze in den Alltag hinüberzuretten. Andersen erzählt 1859 von einem Weihnachtsabend auf dem Gut Basnäs, wo der Christbaum nicht nur für die Familie und ihre Gäste angezündet, sondern auch einer für die armen Kinder der Gegend geschmückt und ausgestattet wurde. Der dänische Dichter hat ja auch den Lebensgang des nach Höherem, nämlich dem Christ- oder gar Mastbaum, strebenden Tännchens rührend geschildert. Sehr wichtig sind Christbäume in Geschichten von Dickens, Raabe, Jeremias Gotthelf. Ergreifend traf auch Siegfried Wagner in einem Frauenchor seines Musikdramas «Der Friedensengel» den Ton weihnachtlichen Volksliedes. In einem Brief aus Hademarschen vom 22. Dezember 1882 an Gottfried Keller schildert Theodor Storm die Zurüstung eines Weihnachtsbaumes und fährt dann fort: «Wenn dann aber am Weihnachtsabend die Lichter brennen und die Kinder ihr Weihnachtslied anstimmen, dann überfällt's mich doch: Wo sind sie alle, die sich einst mit mir gefreut? — Antwort: wo auch ich bald sein werde. — Und das Geschick deiner Lieben? — Ein ewiges Dunkel für dich . . .»

Mögen noch zwei frohere Stimmen erklingen: Walter Schädelin, der frühere Lehrer des Waldbaus an der Eidg. Forstschule, dichtete:

«Nicht ein Hauch durchläuft den Winterwald,
Auch die hohen Tannen schlafen bald,
Wollen ihre schweren Äste senken,
An des Schlafes großen Bruder denken.
Doch die weichen kleinen Tännlein träumen
Schon von Frühlings Morgenpurpursäumen,
Schon vom freudehellen Maienwald.»

Besonders schön hat auch Eichendorff den weihnachtlichen Wald besungen:

«Der Wind nur geht bei stiller Nacht
Und rüttelt an dem Baume;
Da rührt er seine Wipfel sacht
Und redet wie im Traume.

Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
Von Grün und Quellenrauschen
Wo er im neuen Blütenkleid
Zu Gottes Lob wird rauschen.»

La forêt dans la commune

par *Ed. Rieben*, Vallorbe

Oxf. 922.2

Avant-propos

L'urbanisation toujours plus poussée de nos agglomérations paysannes, l'immigration domiciliaire dans les communes rurales de citadins s'adonnant sur d'autres territoires essentiellement à l'industrie et au commerce, le flux et le reflux des populations provoqués par le développement des voies de communications et la conversion continue des activités ont relâché considérablement les liens qui unissaient autrefois dans nos campagnes leurs habitants avec la terre nourricière et avec la forêt.